

Aus: Aus Wald und Feld. Geschichten,  
Verse u. Bilder. Stuttgart: Schmidt  
& Spising, 1858

## MARIE UND WILHELM.

1.

Zwischen Feld und Wald, ganz weit im Land drinnen liegt ein Dörflein. Du kannst dir kein heimeliges denken. Es ist ganz in Obstbäumen versteckt, und wenn die Kirche nicht auf einer kleinen Anhöhe stünde, so würden die höchsten Bäume über sie hinauslangen; denn es ist keine grosse Kirche, sondern nur ein kleines Kirchlein, worin ein paar hundert Menschen sitzen und stehen können, und ist so alt, dass der älteste Bauer noch ein ganz kleiner Springinggeli war, als das Kirchlein schon in hohem Alter stand. Jetzt nimm einmal an, wie alt es sein mag, gelt? Ja. Und schön ist das Kirchlein auch nicht, weder von aussen noch von innen. Draussen haben es die Wetter verwaschen und verarbeitet, die Dachziegel sind mit schönem hellgrünem Moos überzogen und verbröckeln so für sich hin; die Mauern sind ganz dunkelgrau, und der Mörtel fällt allerorten herunter, liegt an der Sommerseite zollhoch auf dem Boden, und auf ihm wuchert munterer weisser Steinbrech und kleine blaue Glockenblumenfamilien, weiss, die sind gern an so kalkigen Orten. An der Schattenseite, wo nur ein ganz kleines Fensterlein ist, strebt ein breiter dunkelblättriger Efeu empor mit vielen, vielen Traubenbüscheln, und sein Stamm ist dicker als das Glockenseil im Turme. Es ist noch keinem Menschen eingefallen, diese Efeuwand abzunehmen; denn die Bauern im Dörflein sind ein gar stilles Völklein, dies treiben, wie es ihre Väter getrieben, und so ist ihnen das alte Kirchlein ganz recht, und sie verlangen kein schöneres. Die lieben Schwalben haben das alte Kirchlein auch gar gern und nisten in ganzen Scharen unter den breiten Dachvorsprüngen und in dem dunkelroten, schindelbekleideten Turm. Haben sich aber auch fast an allen Häusern im Dörflein angesiedelt, und die Leute sehen das gern und betrachten es als ein gutes Zeichen des Friedens und der stillen Häuslichkeit. Von aussen

25.6.  
führt eine gedeckte Treppe in die Emporkirche hinauf, und diese Treppe hat drei neue Stufen bekommen, denn sie war gefährlich faul geworden, und ein ganz kleines Büblein hatte eine solche faule Stufe eingetreten, ist aber zum Glück nicht durchgefallen. Da haben sie die schadhafte Stellen denn doch ausgebessert.

Inwendig ist das Kirchlein ganz einfach weiss getüncht. Nur vorn an der Wand im Chor stehen ein paar Bibelsprüche gemalt in schönen hellgrünen Kränzen, mit Tulpen und Nelken besteckt, was gar lieblich zu sehen ist. Die Decke besteht aus lauter Vierecken, und jedes hat einen weissen Stern auf blauem Grunde. In den Stühlen und Bänken wirtschaften die Holzwürmer, und du kannst mit dem Nagel leicht ganze Stücke ausbrechen, dann rieselt gelbes Mehl heraus, und du siehst die Gänge, die von den geschäftigen Würmern gemacht worden sind. Die Bänke und Stühle sind alle ganz glänzend und glatt, als wenn sie poliert wären; das kommt aber nur vom Sitzen und Brauchen, nicht vom Polieren. Und bei jeder Bank geht an der Mauer ein dunkler Fleck empor, der ganzen Reihe nach hinunter. Diese Flecken sind so nach und nach entstanden von den Schatten derjenigen, die ganz an der Mauer sassen. Da kannst du auch wieder sehen, wie viele Male die Sonne schon in das Kirchlein und auf die Gemeinde geschienen haben mag. Wenn du in deine Bank sitzt und recht andächtig zuhören willst, so geschieht es wohl oft auch, dass sich auf einmal an einem langen Faden ein Spinnlein auf deinen Kopf oder deine Hand herablässt und munter weiterkrabbelt. Du musst nur nicht erschrecken, denn das ist man ja so gewohnt in diesem Kirchlein. Und die grauen Holzwanzen mit ihren vielen Füßen wismeln wohl auch hier und da aus den Spalten hervor; musst dich aber nicht fürchten, sie tun dir nichts. Bisweilen guckt auch ein Mäuschen irgendwo hervor, und dann hast du Gelegenheit, an das Sprüchlein zu denken: „Arm wie eine Kirchenmaus“, und bist froh, dass du nicht bist.

Ja, das ist ein gar heimeliges Kirchlein und ganz dämmerig, denn es hat nicht viele Fenster, und diese sind dazu noch schmal. Aber man sieht doch genug.

Und wenn du in den Turm hinaufsteigst die staubige Leiter und zum Schallfensterchen hinaussiehst neben den zwei kleinen Glocken, die ganz mit Grünspan überzogen sind, dann kannst du weithin schauen über das Land, du siehst ein Stück der Dorf-gasse, siehst die schwarzen Firste zwischen und unter den Bäumen hervorklugen; du kannst gerade in den alten Pfarrhofgarten hineingucken mit seinen Taxushecken und Zwergbäumen und dem vertrockneten Springbrunnen. Du schaust hinaus über die Felder und den Tannenwald, und weit draussen flimmern dir die Turmspitzen einer Stadt entgegen. Und drüberhin ziehen sich die blauen Berge und verschwimmen endlich in Duft und Luft. Ja, du glaubst es gar nicht, wie lieblich sichs von dieser Glockenstube in die glänzende Welt hinausträumen lässt. — Hörst du über dir den seltsamen Ton? Erschrick nicht, es ist keine Eule, die dich mit ihren gelben Augenrädern fürchten machen will; es ist nur der ehrliche alte Wetterhahn auf der Spitze des Türmleins, und nun wollen wir hinuntersteigen in den Kirchhof, dort sehen wir den Wetterhahn am besten.

Sieh, wie schwarz und rostig er ist! Denn es sind auch schon unzählige Stürme und Wetter über ihn und um ihn gezogen und haben das Gold seiner stolzen Gestalt abgewaschen bis auf ein kleines Flecklein unterhalb des rechten Auges, was du durch das lange papierne Fernrohr des Herrn Pastors noch ganz gut erkennen kannst, besonders wenn die Sonne darauf scheint. Sonst aber ist er doch ein ganz braver, rechtschaffener Wetterhahn, trotzdem dass er so verwittert ist, und er schaut dem guten und bösen Wetter so stolz und mannhaft ins Gesicht wie in seinen jungen, goldigen Tagen. Wenn seine Stimme etwas ziemlich abscheulich knarrt und krächzt, wenn der Wind in seine Flügel fährt, so ist er nicht schuld daran, sondern die Zeit, die

schon so lange, lange das letzte Tröpflein Öl aufgetrocknet hat an der Stange, in der er steht. Und seit der Zeit, da er zum erstenmal auf den Turm kam, ist keiner mehr zu ihm hinaufgestiegen mit einem Ölfäschlein und einer Hühnerfeder; das ist eben auch schon urlange her, und so ein wenig Öl verläuft sich bald in Wind und Wetter, weisst du! Es ist aber gerade recht, dass er nicht so stille hin und her sich dreht; man weiss viel besser, wenn der Wind umschlägt; dann knarrt er überlaut und sagt zum Wind: „Mir auch recht, jetzt wollen wir einmal gegen Norden schauen, die südliche Gegend kenn' ich jetzt genau auswendig.“ Und dann sagen die Leute: „Aha, er hat geknarrt, da muss sich der Wind gedreht haben,“ und schauen hinauf und finden die Sache richtig so. Da siehst du nun, wie es gut ist, wenn man knarrt. Und nun wollen wir weitersehen.

Still und friedlich liegen die Gräber da; viele sind schon längst eingesunken, hohes Gras, Sauerampfer und grosse Marienblumen wachsen drüberhin, und an den schwarzen Kreuzen ist die weisse Schrift verwaschen und abgeblättert; graue, rote und gelbe Flechten wurzeln darauf; hier und da kriecht verkümmerter Efeu daran empor und strebt nach Luft und Licht aus dem hohen Grase. Dort wuchert ein Rosenstrauch an einem alten Stein empor; der Stein ist zerfallen, die Rosen aber blühen fröhlich und siegreich über den Trümmern.

Es ist wie ein verfallener Garten; überall durch das Gras blühen verlorene edle Blumen, sie haben sich in der Länge der Zeit verstreut, ihr Samen ist hieher und dorthin verflogen und hat neue Keime getrieben. Weisse Totenblümchen überziehen grosse Strecken, sie waren vielleicht anfangs nur ein kleines Stöcklein. Immergrün streckt seine langen Fäden aus und überspinnt den Boden; wilde Winden verwickeln sich unlösbar an verfaulenden Kreuzen und lachen mit ihren schönen weissen Blüten fröhlich leichtsinnig in die Welt. Stiefmütterchen lugen mit ihren bunten Hauben aus dem Gras hervor und vermehren sich

von Jahr zu Jahr, dehnen ihre schwachen, saftigen Stengel weithin fort und wollen kein Ende nehmen, arten aus und werden immer kleiner und kleiner. Aus dem Wurzelstock einer abgestandenen Trauerweide treiben junge Schosse empor und schwanken im Winde, und an der Kirchenmauer im Schutze des Efeus gedeiht ein saftiger Himbeerstrauch. Alles ist alt, gar alt, und die Gräber sind nicht mehr zu kennen in all dem fröhlichen, reichen, blühenden Leben.

Aber das Schönste auf diesem Kirchhof ist doch der riesige Holunderbaum an der Mauer gegen das Haus des Küsters. Er überschattet weithin eine alte Steintafel, die ganz mit Immergrün und Moos und Veilchen umwuchert ist. Seine Äste langen hinab auf das verbröckelte Wappen und die verwitterte Schrift. In seiner Jugend hat er sie lesen können und mag dir erzählen, was einst darauf stand. Ja, das ist ein stolzer Baum, dieser Holunder, und wenn er in Blüte steht, riechst du den Duft durchs halbe Dorf. Es ist ein herziges Plätzchen unter diesem Holunder, so kühl, so heimelig, so verborgen in der Mauerecke; du siehst nichts als die übergrüntten Gräber und die Wolken, die drüberziehen, durch die Zweige den alten Wetterhahn und ein Stück von der Sonnenuhr an der Kirche. Sie zeigt aber nicht mehr, wieviel Uhr es am Himmel ist; denn ihre Zahlen sind längst vom Regen abgewaschen, und der Schatten der Stange rückt nur über ein paar gelbe und rote Farbenspuren hin, die noch geblieben sind. Die siebente Stunde kannst du noch mit Mühe erkennen.

Und dies heimelige Plätzchen unter dem Holunderbaum hat sich Küsters Mariechen zum Lieblingsaufenthalt gewählt. Wie es noch ein ganz kleines Trutscheli war, hatte es der Vater schon dorthin gesetzt, wenn er nebenan ein Grab grub, und das Kindlein hatte später von selber nach jenem Orte die Ärmchen gestreckt, wenn es der Vater in den Kirchhof trug. Später, als es seine Beinchen gehörig gebrauchen konnte, ging es von selber die paar Stufen hinauf zum Holunderbaum; denn seine Eltern

wohnten nur fünf Schritte vom Kirchhof, ebenfalls in einem uralten, dunkeln Hause, das gar kühl im Schatten mächtiger Nussbäume dalag und, solange Dörflein und Kirchlein standen, die Wohnung der Küster gewesen war. Mariechens Grossvater war Küster gewesen, ebenso der Urgrossvater und so weiter hinauf die Jahrhunderte, und darum war auch der Vater zum Küster gewählt worden von der Gemeinde, weil das so ein altes Herkommen war und man eben nichts anderes wusste und wollte. Der Vater war ein stiller, freundlicher Mann und die Mutter eine sanfte, gutmütige Frau, und so wuchs das Kindlein auf in Gottesfurcht und Frömmigkeit und wurde ein schönes, braves Mädchen. Es liebte die Stille über alles, und wenn die Mutter fragte: „Aber Mariechen, willst du nicht ein wenig zu den anderen Kindern gehen und mit ihnen spielen, bis der Vater Betzeit läutet?“, dann sagte das Kind: „Ach nein, Mutter, ich gehe lieber mit dem Wilhelm auf den Kirchhof zu unserem Holunder; wir wollen zusammen Bilder beschauen und den Wetterhahn ansehen.“

Dieser Wilhelm war des Herrn Pastors einziges Büblein und ein Jahr jünger als Mariechen. Mariechen aber war damals acht Jahre alt, und also kannst du deinen Lehrer fragen, wie alt Wilhelm war, wenn du es nicht selber ausrechnen kannst. Die beiden Kinder waren unzertrennlich, und es schien, als ob Mariechen auch zum Pfarrhaus und Wilhelm auch zum Küsterhaus gehörte, denn sie wechselten des Tages wohl zehnmal mit ihrem Aufenthalt dort und hier, sassen aber doch am liebsten unter dem Holunderbaum auf dem Kirchhofe.

Eines Abends im Spätsommer sassen sie denn auch wieder beisammen auf dem alten Grabstein ohne Wappen und Schrift, und Mariechen las ihrem kleinen Freunde langsam und laut aus einem alten Buche vor und fuhr treulich mit dem Zeigefinger von Wort zu Wort, von Zeile zu Zeile, und der kleine Wilhelm hatte seinen Arm um Mariechens Hals geschlungen und schaute

eifrig mit in das Buch, obwohl er noch nicht gut nachkam mit dem Lesen, denn er lernte schwerer als Mariechen, obschon er ein Pfarrersbub war und es nur ein Küsterskind. Sie lasen aber eine schreckliche Geschichte von einer wunderschönen Prinzessin Gudrun, die von einem bösen Mohrenkönig ihrem Vater geraubt und auf eine Insel geführt war, wo sie das ganze Jahr am Meeresstrande mit ihren zarten Händen waschen musste, und zwar im blossen Hemde. Die Prinzessin dauerte die Kinder sehr, Wilhelm bekam vor Zorn ganz glühende Backen, ballte das Fäustchen und rief: „O wenn der böse Mohrenkönig in unser Dorf kommt, dann schiess' ich ihn tot mit meiner Armbrust, ja, ja, ich treffe ihn gut, ich!“

„Und ich,“ sagte Mariechen, „sage der Mutter, sie solle die Prinzessin bei uns wohnen lassen, und wenn dann der König kommt, dann sagen wir, sie sei nicht daheim, und dann muss er umsonst fort.“

„Aber meinst du gewiss, er komme durch unser Dorf?“ fragte Wilhelm.

„Ja, das weiss ich noch nicht ganz gewiss,“ sagte Mariechen.

„Weisst du was, ich will beim Nachtessen den Papa fragen,“ meinte Wilhelm.

„Ja, ja, das ist recht. Aber jetzt wollen wir weiterschauen.“

Mariechen beugte sich wieder über das Buch, Wilhelm aber schaute zum Wetterhahn empor und rief plötzlich ganz erschrocken: „Du, die Kirche geht fort!“

„Was sagst du?“

„Ja, ja, sieh nur hin!“ versicherte er, „sieh nur den Wetterhahn, er geht da hinüber gegen den Wald!“

Mariechen ging unter dem Holunder hervor und schaute in die Höhe.

„Siehst du jetzt?“

„Ja, weis's Gott!“ rief nun das Kind, noch mehr als Wilhelm erschrocken.

„Komm, wir wollen es schnell dem Vater sagen!“

„Und ich sage es dem Papa. Jetzt kann er ja am Sonntag nicht predigen!“

Und die Kinder eilten, ihrem Vater die schreckliche Geschichte mitzuteilen.

Den lieben Papa Pfarrherrn machte die atemlose Erzählung seines Söhnleins in der Tat um seine Kirche besorgt, da er ihre verschiedenen Altersgebrechen gar wohl kannte. Demnach legte er eilig eine alte Nummer der evangelischen Kirchenzeitung, die ihm diesen Morgen der Bote aus der Stadt gebracht, weg und stieg schnell hinab in seinen Garten. Das Söhnlein sprang natürlich mit und schaute neben dem Papa angstvoll zum Wetterhahn empor.

„Siehst du, Papa, jetzt geht sie schon wieder fort!“ rief Wilhelm und deutete in die Höhe.

Der Papa erwartete jeden Augenblick ein Krachen, Schwanken und Stürzen; das Kirchlein aber stand ruhig und still da wie immer, und drüberweg zogen eilige Wolken.

„Ja, das sind eben die Wolken, Herr Pfarrer!“ rief in diesem Augenblick der Küster vom Kirchhof herüber, und Mariechen schrie ihrem kleinen Freunde zu: „Ja, ja, Wilhelm, es sind nur die Wolken, ich seh' es jetzt auch.“

„Dummheiten!“ sagte Papa Pfarrherr und tüpfte seinem Söhnlein etwas wenigens den Kopf, lachte dann gegen den Küster hin und ging würdevoll wieder ins Haus zu der alten Nummer der evangelischen Kirchenzeitung. Wilhelm aber kletterte über die Mauer und setzte sich mit Marie wieder unter den Holunder.

„Sieh jetzt nur den Wetterhahn recht fest an!“ belehrte ihn seine Freundin. Wilhelm durchbohrte den Wetterhahn mit seinen Blicken.

„Was siehst du?“

„Nichts,“ sagte Wilhelm.

„Ach freilich,“ eiferte das Kind, „du musst ja sehen, dass die Wolken fortgehen und nicht der Turm, gelt?“

„Ja, das seh' ich,“ sagte Wilhelm.

„Und jetzt schau die Wolken an!“

„Ja, nun geht der Turm wieder fort, hihi; er geht fort und bleibt da! Das muss ich der Mama aufgeben, das ist ein Rätsel. — Wart ein wenig, Mariechen!“

Wilhelm sprang heim zur Mama, die vor einem ungeheuren Bohnenhaufen sass und mit der Magd abfädelte.

„Mütterli, was geht fort und bleibt da?“ fragte Wilhelm listig.

„Erst putzt man die Nase, ehe man etwas fragt!“ belehrte die Mama.

Wilhelm tat es mit vielem Geräusch, zerbröckelte dann ein paar Bohnen, schnellte die nassen Kerne der Magd ins Gesicht und fragte in einem fort: „Nu, was geht fort und bleibt da?“

Die Mama sagte, sie wisse es nicht. Die Magd wusste es auch nicht.

„Geh, frag den Papa!“

„Oh, er weiss es schon,“ rief Wilhelm und gedachte des Puffes im Garten. „Ich will es euch sagen: unsere Kirche. Ja, ja, komm nur, Mama, und sieh selber!“

„Ich habe jetzt keine Zeit,“ sagte Mama und fädelte feurig weiter Bohnen ab.

Wilhelm machte noch einige Versuche, die Mama ans Fenster zu bringen; da dies aber keinen Erfolg hatte, lief er wieder fort zum Holunderbusch. Mariechen sass noch immer dort, las aber nicht mehr in der Geschichte von der unglücklichen Prinzessin, die im Hemd am Meer waschen musste, sondern hatte die hohlen Händchen geschlossen und machte ein gar vergnügtes Gesicht.

„Oh, das ist lustig, du!“ rief es Wilhelm entgegen; „ich will dir nun auch ein Rätsel aufgeben. Rate, was hab' ich in den Händen?“

„Eine Kartoffel!“ riet Wilhelm.

„Nein.“

„Dürre Birnen?“

„Nicht erraten.“

„Eine Kröte?“

„Pfui, nein, nein!“

„Ja, was denn?“ fragte der Knabe und fing an ungeduldig zu werden. „Einen Stein?“

„O behütel!“

„Nun, so sags doch! Ists etwas zum Essen?“

Das wäre Wilhelm freilich das Liebste gewesen.

„Nein, nichts zum Essen,“ lachte Mariechen und öffnete die Händchen ein ganz klein wenig. Wilhelm sah, dass sich etwas drin bewegte.

„Eine Maus?“ riet er wieder.

„Nein.“

„Nun, so sags jetzt, du...“

„Sieh her!“ sagte Mariechen und öffnete die Hände noch etwas mehr.

„Ein Vogel?“ rief Wilhelm.

Mariechen nickte stark.

„Aber woher hast du ihn?“ fragte Wilhelm verwundert.

„Ja, das war lustig,“ erzählte nun das Kind; „wie du im Haus warst, und ich lese im Buch weiter, da — nein, nicht aufmachen! — da fängt es auf einmal da oben an fürchterlich zu rauschen. Aber ich bin erschrocken, nu! — Hörst du, es pfeift ein wenig, „zizi“ machts. Und wie ich aufschaue, fliegt ein grossmächtiger Vogel aus dem Baum auf.“

„Und den hast du da drinnen?“ fragte Wilhelm ungläubig.

„Nein, wart doch nur... fliegt ein grossmächtiger Vogel auf, ja, und ich bin ganz erschrocken. Jetzt, wie ich dem Vogel... du, ich glaube, es ist ein Steinadler gewesen, das kann schon sein, ja, ja!“

„Was, jetzt, wie du dem Vogel?“

— „nachschaue, fällt auf einmal etwas auf meinen Kopf und vom Kopf aufs Buch, und was war das?“

„Ein Apfel?“

„Ach, wie dumm, nein doch, das in meinen Händen war es.“

„Das Vögeli?“

„Natürlich.“

„Ne nein?“ machte Wilhelm.

„Ja, ja,“ eiferte Mariechen, „das Vögeli! Das ist ganz zitternd dagelegen und hat die schwarzen Äuglein sperrangelweit aufgesperrt.“

„Warum?“ fragte Wilhelm.

„He, weil es sich vor dem Steinadler gefürchtet hat. Ja, ja, der hats verfolgt und hats fressen wollen.“

„Halt, ich hol' meine Armbrust!“ rief Wilhelm. „Wo ist der Steinadler?“

„Ja, der ist schon über alle Berge, du kommst zu spät,“ lächte Mariechen, „hörst, jetzt pfeifts schon wieder ein wenig, ach, wie herzig! — Jetzt frag' ich den Vater, ob ichs behalten dürfe, und dann geben wir ihm Milch und Bröcklein.“

„Ja, und ich hol' einen Zucker,“ rief Wilhelm und sprang eilig fort.

Mariechen aber stand auf, liess das Buch vom Schoss fallen und die Prinzessin waschen, soviel sie wollte und konnte, und ging heim ins Haus hinüber. Wilhelm kam nach einer Weile wieder und sog an einem Zucker. „He, Mariechen, wo bist?“

„Da bin ich,“ rief das Kind von der Tenne herüber.

Wilhelm lief hin und sah den Küster oben in alten Holzwaren suchen und kramen. Mariechen schaute erwartungsvoll auf und hatte die Händchen immer noch sorgfältig um das Vögeli geschlossen.

„Wir dürfen es behalten, hat der Vater gesagt.“

„Ja, und da hab' ich einen Zucker,“ sagte Wilhelm.

„Aber du issest ihn ja selber?“

„Will nur versuchen, ob er süss genug sei. Komm, lass mich dem Vögeli ein wenig geben, er ist schon süss.“

„Nein nein, jetzt nicht... , wenns dann im Käfig ist. — Vater, findest du ihn nicht?“

„Doch, jetzt hab' ich ihn,“ sagte der Vater und kam mit einem ganz verstäubten alten hölzernen Käfig herab. „So, jetzt wollen wir ihn aber zuerst noch ein wenig rein machen, Kinder.“

„Oh, wir haben einen viel schöneren Käfig daheim,“ rief Wilhelm. „Ich will ihn holen.“

Und er eilte heim, steckte unterwegs den Zucker aus reinem Versehen in den Mund, und der war schon zergangen, ehe Wilhelm in Papas Stube kam und um den Käfig bat.

„Geh zur Mama!“ sagte der Papa, der immer noch in der alten Nummer der evangelischen Kirchenzeitung forschte und dicke Rauchwolken drüberblies. Das Söhnlein rannte zur Mama. Sie hatte heute keine Zeit mehr, in die Bodenkammer hinaufzugehen, denn der reiche Bohnensegen war noch lange nicht abgefädelt. „Morgen dann!“ sagte sie.

„Aber noch einen Zucker sollt' ich notwendig haben,“ meinte das Büblein.

„Hab' dir ja einen gegeben, wo hast du ihn denn?“

„Ja — ich habe nur so ein wenig daran geschleckt, und da ist er zergangen, Mama!“

„O du Schleckmäulchen!“ lächelte die Mama. „So geh und nimm noch einen, aber dann komm mir nicht mehr!“

Wilhelm eilte freudig zum Kasten, stellte einen Stuhl davor, stieg hinauf und langte nach der Zuckerbüchse, die im Winkel hinter den Tassen stand. Er hob den Deckel auf und kramte lange nach dem grössten, gebrauchte endlich eilfertig beide Hände und liess den Deckel auf die Tassen und Löffel fallen, dass es ein gross Gerassel gab.

„Oh, es ist nichts zerbrochen,“ tröstete er ruhig die erschrockene Mama, hatte richtig den grössten Klotz erwischt,

dachte für sich: „Das gibt mir auch noch was!“ und eilte dann, ohne den Stuhl wegzustellen und den Kasten zu schliessen, hinaus und hörte die Mama nicht mehr. Nach einer Minute kam er aber wieder gerannt; der Kasten stand noch offen und der Stuhl davor. Wilhelm schloss rasch den anderen Kasten auf, wühlte im Kastenfuss seine Armbrust hervor und wollte eilig davonspringen.

„Kasten zu!“ rief die Mama.

„Ach, aber es pressiert ja, Mama!“ jammerte er.

„Das Zuckersuchen hat dir gar nicht pressiert, Söhnlein!“

Wilhelm schmetterte die beiden Kastentüren zu und rannte hinaus. Die alte, würdige Stockuhr in der Stube hatte aber nicht zehnmal ihren Pendel mühsam hin- und hergeschwenkt, als das Söhnlein schon wiederkam, den anderen Kasten aufriss und hastig rief: „Ich habe den Pfeil vergessen.“

„Was willst du schiessen?“ fragte die Magd.

„Den Steinadler, der unser Vögeli hat fressen wollen,“ rief Wilhelm, liess den Kasten jetzt nur halb offen und kam nun eine Weile nicht wieder.

Unterdessen hatte Mariechens Vater das Vögelein in den alten Käfig gesetzt, Mariechen hatte in der Scheune Hanfsamen geholt und Wasser am Brunnen und suchte eben hinter dem Hause an der Mauer Hennendarm, als Wilhelm mit der Armbrust und dem Zucker, der nur auf einer Seite ziemlich nass war, wiederkam. Das Vögelein achtete aber all der guten Sachen gar kein bisschen; es sass immer noch zitternd, geduckt auf dem Boden, sperrte von Zeit zu Zeit das Schnäbelein auf und schaute angstvoll um sich.

„Ja, sei jetzt nur ruhig, Närrchen!“ tröstete das Kind und trug nun den Käfig in die Stube, stellte ihn sorgsam auf den Fenstersims zwischen zwei mächtige Geraniumstöcke und sagte: „So, siehst du jetzt, da hast dus ganz herrlich, da tut dir der Steinadler nichts mehr zuleide.“

„Jaso, der Steinadler!“ sagte Wilhelm und ging eilig mit Armbrust und Pfeil hinaus, zuerst zum Holunderbaum; dort war aber der Steinadler nicht mehr, schon lange nicht mehr; dann weiter in die Wiesen, fragte jedermann: „Habt Ihr den Steinadler nicht gesehen?“ Es hatte ihn niemand gesehen, und der alte Jäger, den Wilhelm zuletzt noch aufsuchte und fragte, versicherte ihm lachend, es gebe hierlands keine Steinadler. Er selber habe auch noch keinen gesehen, nur einmal in der Stadt einen ausgestopften, ob Wilhelm vielleicht den meine?

Wilhelm meinte aber nicht den, ach bah, und ging lauernd umher, bis es dunkelte, fand aber keinen Steinadler mehr; und wenn er ihn auch gefunden, würde er ihm doch wenig Leides haben zufügen können, denn er hatte schon eine gute Weile den Pfeil verloren.

2.

Der kleine Wilhelm hatte schon verschiedene Male heissen Kamillentee trinken müssen, und daran war kein Mensch schuld, aber ein Zwetschgenbaum. Denn dieser Zwetschgenbaum hatte dieses Jahr so viele und so süsse Früchte gebracht, dass das Pfarrsöhnlein den ganzen lieben Tag klebrige Händchen und an den Schuhen klebende Blätter und Gartenerde hatte.

Die schönen Spätastern, die neben jenem Zwetschgenbaum wachsen, sind fast alle in den Boden getreten, auch verschiedene Kohlköpfe, die daneben stehen, zeigen deutliche Nägelspuren und abgestampfte Blätter. Es ist eben ein gar zu liebenswürdiger, verlockender Zwetschgenbaum dort in der Gartenecke gegen die Kirchhofmauer und nur zwei kleine Schritte zu weit von der Mauer weg, was Wilhelm schon oft mit grossem Zorn erfüllte, da er von der Mauer aus den herrlichsten Ast mit den Händen erlangen und sogar bequem davon schnabulieren könnte. Das hätte der Gärtner, der den Baum setzte, doch damals bedenken sollen, ach bah! Nun hat man so viele Mühe, und Wilhelms Kräfte reichen nicht hin, den dicken Stamm so zu bewegen, dass

sich nur ein einziges Blättlein daran rührt, geschweige denn dass eine Zwetschge sich dadurch veranlasst finden möchte, herunterfallen zu müssen. Nein, nicht eine einzige. Aber Wilhelm weiss sich zu helfen. Wilhelm reisst einen Bohnenstecken aus, zerrt und zieht daran, weil die Bohnenstaude den Stecken nicht hergeben will; Wilhelm ist auch schon auf den Rücken gepurzelt bei einem solchen Anlass, da die Staude plötzlich riss; aber das tat nichts, er hatte doch den Stecken jetzt und liess seinen Zorn an den Zwetschgen aus.

Jenesmal besonders musste er nachher viel Kamillentee trinken, denn der Zorn hatte ihn damals überaus gefräßig gemacht, und die guten, lieben Zwetschgen waren überaus kalt gewesen.

Der Kamillentee hatte herrlich geholfen, Wilhelm sah, dass Mama noch eine grosse Schachtel voll davon hatte; man konnte also noch oft absieden, und Wilhelm ging zufrieden wieder nach den Bohnenstecken und dem Zwetschgenbaum.

Das Küsterkind war gewöhnlich auch dabei, sass aber auf der Mauer und begnügte sich mit den Zwetschgen, die etwa hinüberfielen. Und dann spielte Mariechen gar zierlich mit den schönen, grossen Früchten, und während Wilhelm in sich hineinstopfte und sogar manchen Stein mitverschluckte, schälte seine Freundin die Zwetschgen gar beharrlich, bis das schöne gelbe Fleisch mit den feinen roten Äderchen ganz befreit war. „Oh, sie sind noch einmal so gut,“ meinte Mariechen, „und Mutter hat gesagt, sie tun einem weniger.“

„Meinetwegen,“ sagte Wilhelm, „Mama hat Kamillentee. Das Schälen ist langweilig.“

Nun musst du aber nicht glauben, liebes Leserlein, dass ein Zwetschgenbaum, und wäre er noch so gross und trüge noch so viele hundert Früchte — dass ein besagter Zwetschgenbaum solchen täglichen gefräßigen Angriffen auf die Länge widerstehen und immer gleich viel Früchte behalten werde.

Nein, es kam ein nebliger Herbstmorgen; es schlug elf Uhr im Kirchturm, die Kinder liefen lärmend aus der Schule, und Wilhelm, der von dem vielen lauten Lesen heftig Durst bekommen, eilte in aller Hast zu seinem Zwetschgenbaum, um die trockene Zunge mit etwas Saftigem anzufeuchten. Sein Freund Bohnenstecken wartete schon lange und schwang sich nun freudig in Wilhelms Händen hinauf in die Äste. Aber wo schütteln? Wo tüpfen? Wo schlagen? Wilhelm schaute in den Baum, bis ihm vor dem weissen Glanz des dünnen Nebels die Augen überliefen und er heftig niesen musste. Wilhelm mochte schauen, soviel er wollte, die traurige Ahnung, dass der Baum leer sein möchte, wurde zur schrecklichen Gewissheit!

Mariechen kam an die Mauer.

„Ist er leer?“

„Ich glaube, ja,“ seufzte Wilhelm und liess den Bohnenstecken betrübt in den Kohl sinken.

„Das glaub' ich gern,“ lachte Mariechen.

„Warum glaubst du gern?“ fragte Wilhelm gedankenvoll, indem er immer noch in die Äste hinaufguckte. „Halt, dort oben ist noch eine!“ rief er plötzlich und langte hüpfend mit dem Stock hinauf. Es fiel etwas herunter, Wilhelm hob voll Freude auf, und das Wasser lief ihm schon auf der Zunge zusammen. Ach, es war aber nur ein so winziges, verschrumpftes und verschnüpfertes und halbverfaultes Zwetschgelein, wie die Kinder ihrer Lebtag kein elenderes gesehen. Wilhelm trat es zu einem „Pflärsch“ zusammen, und Mariechen schüttelte sich vor Lachen und verhaustete sich ganz.

Nachdem das durstige Söhnlein sich an einem Apfel erlabt hatte, den er nicht weit vom Zwetschgenbaum gefunden, sagte Mariechen: „Du, mein Vögelein hat vorhin ganz prächtig gesungen, oh, es wird immer heimeliger.“

„Das ist gut,“ sagte Wilhelm zerstreut, denn ihm war immer noch der leere Zwetschgenbaum im Köpfelein. „Komm einmal herüber, Mariechen!“

Das Kind kam in den Garten; sie schritten prüfend zu allen Bäumen und drückten an den Äpfeln und Birnen der Zwergbäume. „Das ist dummes Zeug,“ sagte Wilhelm ärgerlich. „Und Haselnüsse hats auch keine.“

„Haselnüsse?“ rief Mariechen, „oh, da weiss ich viele. Wollen wir hin?“

„Wo ists?“ fragte Wilhelm eifrig.

„Unten vor dem Holz, weisst, gegen den Bach hinab.“

„Ja, ja, vorwärts!“ schrie Wilhelm und eilte mit seiner Freundin aus dem Garten. In diesem Augenblick aber rief die Küstersfrau ihrem Kinde und trug ihm auf, mit einem Körblein voll Zitronenäpfel zu der armen Peterlies vor dem Dorf zu gehen, sie zu grüssen, und da habe sie ein paar „Kocheten“ Äpfel.

Wilhelm wollte zuerst ein Mäulchen machen; Mariechen aber tröstete ihn, dass sie ja nach dem Essen in die Haselnüsse gehen könnten, sie hätten ja diesen Nachmittag keine Schule, und so begleitete Wilhelm das Kind zu der armen Peterlies hinaus.

Es reute ihn nicht.

Denn der Nebel hatte sich verzogen, die Sonne kam, und das Goldflecklein unter dem linken — nein, dem rechten Auge des Wetterhahnes flimmerte gar prächtig und freudig. Scharen von Spatzen und Goldammern lärmten und schnabulierten in den Stoppeln der Haberfelder, und als die Kinder zu dem Weinberg hinauskamen, sass der Feldhüter (jetzt auch Traubenhüter) auf einem grossen Stein und wärmte sich.

„Sind die Trauben bald reif, Vetter?“ fragte Mariechen den Bruder ihres Vaters. Auf dem Land sagt man aber nicht Onkel, sondern Vetter.

„Macht sich!“ sagte dieser. „Aber die nächste Woche kannst du dein Messer wetzen und zu mir kommen!“

Das war ein Jubel für die Kinder. Und siehst du, liebes Leserlein aus der Stadt, das ist eben auch so schön im Herbst

unseres Dörfleins: diese prächtigen Weinberge. Von diesen hab' ich dir noch kein Wort gesagt. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was für prächtig süsse Trauben es da gibt, und so viele in guten Jahrgängen, und damals war ein herrlicher Jahrgang.

Die nächste Woche Weinlese! Das ging denn doch noch über die Haselnusslese.

Ganz begeistert rannten die Kinder zur Peterlies hinaus. Wilhelm las unterwegs eine Mostbirne auf und biss tapfer hinein, spuckte aber sogleich wieder aus und bekam eine Zunge so rauh wie eine Schlosserfeile.

„Kennst denn du die Mostbirnen noch nicht?“ lachte Mariechen.

„Ach, sie war so schön rund und gelb, ich vergess' es immer, dass die Mostbirnen so dumme Dinger sind.“

„Ja, wenn sie gepresst sind, sind sie schon nicht mehr dumm,“ meinte Mariechen. „O Most und gesottene Kartoffeln, üffäh, wie gut!“

„Ja,“ rief Wilhelm, „und Schinken dazu und nachher Pfannenkuchen und dann Weinschnitten mit Zucker und Zimmt... oh!“

Auch dem Mariechen fing an der Mund zu wässern.

„Aber Zwetschgentorte hab' ich doch noch lieber,“ fuhr Wilhelm fort, „nein, doch nicht, Apfeltorte mit grossmächtigen Rosinen und Weinbeeren.“

„Und ich Apfelweck,“ sagte Mariechen, „weisst, solche, wie die Mutter macht, wenn wir backen.“

„Was hast du da für Äpfel?“ fragte Wilhelm, indem er in Mariechens Korb spähte.

„Das sind Zitronler... Nein, du musst keinen nehmen, Wilhelm, die gehören ja der armen Frau, ich nehme ja auch keine.“

„Ach, nur einen!“ bat der Knabe, „es sind ja noch viele drin... nur einen!“

„Nein, nein, das ist nicht recht, keinen!“ rief das Kind und eilte mit den Äpfeln voran. Wilhelm blieb stehen und schaute seiner Freundin nach. „Nun kannst du allein gehen,“ brummte er und kehrte um. Mariechen schaute zurück und rief ihm. Er gab keine Antwort mehr und zottelte nach Hause.

So trat denn Mariechen allein bei der armen Peterlies ein, die ganz weit im Felde in einer alten, baufälligen Hütte wohnte. Es war eine betagte, kränkliche Frau, die nicht mehr viel verdienen konnte, so gern sie auch gewollt hätte. Und ihr einziges Kind, ein Mädchen von sechzehn Jahren, lag sterbenskrank auf dem ärmlichen Lager. Der Sohn war in fremde Lande gegangen, denn er war ein liederlicher Mensch gewesen, so brav auch Mutter und Schwester waren, und man wusste nichts mehr von ihm.

„Gott grüss' euch!“ sagte Mariechen, „die Mutter lässt euch auch grüssen, und da habet ihr ein paar Äpfel, die sollet ihr kochen! Unten im Korb sind saure, die sind für dich, Kätterli, zum Kochen, und die anderen sind zu Schnitzen. Wie gehts dir, Kätterli?“ plauderte Mariechen weiter und trat zum Bett der Kranken. „Ja, wart nur, nächste Woche ist Weinlese, der Vetter hats vorhin gesagt, und dann bring' ich dir schöne Trauben, die tun dir dann gut, gelt?“

„Bist ein gutes Kind, du,“ sagte die Frau, „vergelts euch der liebe Herrgott viel tausendmal!“

„Viel tausendmal!“ sagte auch Kätterli schwach und leise.

„Was macht deine Mutter?“ fragte die Frau.

„Sie ist gesund und wohl... Ja denk, Kätterli, ich hab' ein Vögeli gefangen vor vielen Wochen, das hat ein grosser Vogel fressen wollen im Holunderbusch auf dem Kirchhof, und nun ist schon ganz zahm geworden und pfeift halt herzig nett. Magst du? Ich schenks dir; 's kann dir dann vorpfeifen, und dann hast du kurzweiliger im Bett, gelt? Ja, ja, ich bring' dir gleich, wart nurl!“

Und Mariechen eilte fort, das Vögelein zu holen, ging aber doch noch geschwind auf den Kirchhof, um zu schauen, ob Wilhelm nirgends zu erblicken sei. Er war aber nicht um die Wege, und in diesem Augenblick schlug es zwölf Uhr.

„Nun, so geh' ich nach dem Essen mit dem Vögeli,“ dachte Mariechen und eilte heim.

„Der Peterlies ihr Bub ist auch wieder gesehen worden,“ sagte der Küster bei Tische, als Mariechen von der Freude der Mutter und des Kätterlis über die Äpfel erzählt hatte.

„Oh, das ist recht,“ sagte Mariechen, „so kann er nun seinen Leuten helfen und für sie arbeiten.“

„Soll nicht aussehen, wie wenn er stark arbeiten möcht,“ sagte der Vater.

„Wer hat ihn gesehen?“ fragte die Mutter.

„Der alte Jäger ist ihm im Wald unten begegnet diesen Morgen.“

„Was tut er im Wald? Geht er nicht heim zur Mutter und zum Kätterli?“ fragte das Töchterlein.

„Das weiss ich nicht...“

„So, jetzt geh' ich auch zur Peterlies,“ ertönte auf einmal Wilhelms Stimme vor dem Fenster. „Ich bring' ihr auch Äpfel jetzt.“

„O warte noch, ich komm' auch mit,“ rief Mariechen und gabelte eilig im Teller, schüttete ein paar Schlücke Most dem Essen nach und sprang dann nach dem Käfig zwischen den Geraniumstöcken.

„Wohin willst du mit dem?“ fragte die Mutter.

„Ich will das Vögeli dem Kätterli schenken, es hat Freude daran, es hats gesagt. Gelt, Vater, ich darf?“

„Bring du ihnen lieber eine Kuh, sie werden dir mehr danken als für einen Zeisig.“

„Soll ich ihnen die unserige bringen?“ fragte das Kind.

„Jawohl, versteht sich,“ lachte die Mutter. „Sie haben ja nicht einmal einen Stall, wohin wollten sie sie denn stellen?“

„So bring' ich ihnen das Vögeli.“

„Lass es dal“ meinte die Mutter.

„Ach nein, ich würd' es so schrecklich, schrecklich gern dem Kätterli geben.“

„Nun, so gib's ihm; aber jammere mir nicht darnach!“ sagte der Vater.

„Was, du willst das Vögeli dem Kätterli bringen?“ fragte Wilhelm zum Fenster herein.

„Ja.“

„Dann hast du ja nicht mehr?“

„Das weiss ich wohl,“ lachte Mariechen und eilte mit dem Käfig hinaus. Die Kinder gingen miteinander den gleichen Weg wie am Morgen. Unterwegs musste Mariechen oft stillestehen und den vorübergehenden Kindern Bescheid geben, wohin es mit dem Vögelein wolle. Mariechen aber sagte es nicht und war froh, als sie endlich bei der Peterlies ankamen. Sie hüpfen freudig in die Stube, und Wilhelm rief noch halb draussen schon: „Mama lässt euch grüssen und...“

Weiter sprach er nicht; denn er erschrak. Und Mariechen erschrak auch. Warum erschrak sie?

Am Ofen stand ein grosser, stämmiger Bursche mit struppigem Haar und Bart und wildem, höhnischem Gesicht. Seine Kleider waren zum Teil fein, zum Teil grob, aber alles zerrissen und schmutzig. Die Peterlies weinte am Tisch, und Kätterli hatte das Gesicht im Kissen verborgen.

Die Kinder blieben bei der Tür stehen; Mariechen verbarg den Käfig hinter sich, und Wilhelm wusste nicht, was er mit den Äpfeln von Mama anfangen sollte. Jetzt fing der Mann an zu lachen und rief:

„Nu, ihr Ratzten, was habt ihr da?“

„Nichts für dich,“ sagte Mariechen, das auf einmal ganz keck wurde, „nichts für dich! Das ist fürs kranke Kätterli.“

„Ja, fürs kranke Kätterli,“ bestätigte Wilhelm furchtsam.

„So, fürs kranke Kätterli,“ sagte der Sohn der Peterlies. „Nur her damit, ich kanns auch essen.“

Und er riss Wilhelm den Korb aus den Händen, leerte den Inhalt in eine Schublade und fing dann wild an zu essen, wobei er die Kinder immer unheimlich anstarrte. Die Peterlies hatte alles geschehen lassen, denn sie fürchtete sich vor ihrem Sohne. Nun aber stand sie auf und sagte zu Wilhelm: „Ich will dann selber zur Frau Pfarrerin kommen und ihr für die schönen Äpfel danken.“

„Was hast du da?“ fragte der Mann das Küsterkind. „Einen Braten?“

„Nein, das ist auch fürs Kätterli,“ sagte Mariechen.

„Was, wir brauchen keine hungrigen Tiere noch,“ rief der Mann rauh, „haben selber nichts zu schlucken. Nimm du deinen Spatzen wieder mit, und nun packt euch!“

Und er schob ohne weiteres die Kinder zur Tür hinaus. Wilhelm hatte in der Verwirrung den Korb stehen lassen; der kam nun durchs Fenster ihm an den Kopf geflogen. „Da, kannst mehr bringen!“ rief der Mann dazu. Die Kinder fingen an zu rennen, und, je mehr sie rannten, desto mehr kamen sie in Schrecken; das arme Vögelein wurde schauerlich hin- und hergeschwungen und geschüttelt, und erst beim Kirchhof trauten sie sich stillzustehen und zu verschnaufen.

„Nu, was rennt ihr so?“ fragte die Mutter, die unter den Bäumen Hanfsamen von den Stengeln in eine Tause klopfte. „Was rennt ihr so? Brennts?“

Mariechen erzählte atemlos von der Peterlies ihrem bösen Sohn, und Wilhelm eilte heim, um das Gleiche zu tun.

Es wurde heute nichts mehr aus der Haselnusslese im Wald unten, denn die Kinder fürchteten, der Peterlies ihrem bösen Sohn zu begegnen. Als es aber die nächste Woche hiess, der Petersepp sei nicht mehr da, und die Herbstferien mit dem schönsten Sonnenschein begonnen hatten, da machte sich Mariechen

mit Freund Wilhelm eines Nachmittags doch auf, und sie nahmen ein Säcklein mit, um die Haselnüsse, die sie nicht vorher assen, hineinzutun. Vetter Traubenhüter wollte erst morgen anfangen in seinen Reben, und so hatten sie heute noch herrlich freie Zeit.

Der Ort, wo die Haselnüsse warteten, war nicht nur ein Ort für Haselnüsse, sondern auch ein Ort zum Spielmachen, wie es gar keinen herzigeren geben konnte. Da ging ein munterer Bach durch eine tiefe Schlucht, und auf beiden Seiten waren dichte Büsche: Eschen, Erlen, Massholder, Schwarzdorne und Beinweiden. Auf der einen Seite aber gings bald in die Wiesen hinauf, und in diesen Wiesen standen viele einzelne Stauden und waren so gütig, nicht Dornen, sondern lauter schöne braune Haselnüsse zu tragen. Und die Natur hatte für die liebe Dorfjugend auch noch dahin gesorgt, dass sie einen kleinen Erdschlipf veranstaltet hatte, bei welchem die schönsten Steine zum Aufklopfen zu finden waren. Ach, das war reizend dort! Und dann weiter oben fing der eigentliche Wald an; es kamen schöne Felsen, der Bach stürzte lustig über sie hinab, dass man ihn weit rauschen hörte (er tats nur deswegen), und plauderte dann fort durch kühle, dämmerige Gründe bis hinaus, ich weiss nicht, wohin, vielleicht bis nach Südamerika.

Dahin gingen nun die beiden kleinen Freunde.

Aber es war bereits Gesellschaft da. Denn so ein herrlicher Haselnusswinkel bleibt jungen Augen nicht lange verborgen. Es war viel Gesellschaft da, Knaben und Mädchen. Die einen assen, die andern sammelten. Wilhelm ass lieber. Es ging nicht lange, so waren sämtliche Büsche abgeweidet, und die abgerissenen Zweige und verzausten Stauden zeugten von der Gründlichkeit der jungen Sammler. Gezankt und gepüfft war auch ein wenig geworden, das war ja gar nicht anders möglich.

Auf einmal rief ein langes, mageres Kind mit rotem Haar, vielen Sommersprossen und breitem Munde: „He, wer will „verbergen“ machen?“

„Ich, ich, ich!“ tönte es von verschiedenen Seiten. Auch Knaben kamen.

„Abzählen wollen wir zuerst!“ sagte das lange Kind. Sie bildeten einen Kreis um die Sprecherin, und diese begann:

„Enichen, benichen, Gänseschnabel,  
Wenn ich dich gen Himmel habe,  
Reiss' ich dir ein Beinchen aus,  
Mach' ich mich ein Pfeifchen draus.  
Pfeif' ich alle Morgen,  
Hörens alle Storchen,  
Geht die Mühle klipp, klapp,  
O du alter Pfeffersack!“

Küsters Mariechen wurde der Pfeffer und das lange Kind der Sack, und somit musste Mariechen suchen. Die Kinder zerstreuten sich nun überall hin in die Büsche und gegen den Bach hinab; Mariechen hatte die Augen geschlossen und wartete. Endlich tönte der Ruf „Kommen!“, und nun ging das Suchen an. Mariechen hatte bald eines gefunden, und sie liefen lustig um die Wette ans Ziel, als auf einmal vom Bach herauf ein wilder Schrei ertönte und ein Mädchen mit grossem Entsetzen die Wiese hinanlief.

„Es liegt ein toter Mann im Bach!“

Da gabs Bewegung rings in den Büschen. Alle eilten heraus und sammelten sich um das Kind.

„Wo ist er? — Was ist? — Wer — wie — warum?“ So tönte es durcheinander.

„Dort unten!“ rief das Kind angstvoll und deutete gegen ein dichtes Buschwerk hinab.

„Ach, du glaubsts nur,“ sagte ein Knabe. „Es ist nur der Brenz-Ueli, der schläft allenthalben!“

„Nein, nein, 's ist nicht der Brenz-Ueli,“ versicherte das Kind, „ich habs ja gesehen, ich bin ja fast auf den Mann getreten.“

In den entferntesten Büschen waren noch einige versteckt, die nichts von allem gehört hatten. Die tauchten nun auf und riefen ungeduldig: „Nun, warum sucht ihr nicht?“

„Es ist ein toter Mann im Bach unten!“ rief man ihnen entgegen. Nun ging das Fragen und das Geschrei von neuem an. Aber keines getraute sich, näher nachzusehen. Endlich kam aus dem allerweitesten Busche noch ein Knabe, der gehörte dem Sohn des alten Jägers und war ein wilder, verwegener Junge, der sich vor nichts fürchtete, wie der Knabe im „Gruselmärchen“.

„Wo ist der tote Mann?“ rief er.

„Dort unten bei den Erlen,“ hiess es.

„Wollen ihn mal ansehen.“

„Nein nein, geh nicht hinab!“ riefen die Mädchen.

„Pah, er wird mich nicht beißen, wenn er tot ist!“ sagte der Jägerbub und eilte hinab. Alle schauten ihm angstvoll nach, aber keines ging mit, weder ein Mädchen noch ein Knabe. Nach einer Weile kam er wieder und zwar etwas blass und sagte: „Der ist freilich tot, der Kopf ist ihm eingeschlagen. Wills dem Grossvater sagen.“

Und er eilte heim und alle ihm nach. In einem Augenblick war der Platz leer, und in einer Viertelstunde wusste das ganze Dorf von dem toten Mann im Bach unten.

### 3.

Vetter Traubenhüters Trauben waren geschnitten und die der anderen Leute auch, es war viel Lust und Fröhlichkeit gewesen in den Weinbergen; Wilhelm hatte die Kamillenteeschachtel nach und nach aufgebraucht, und nun kam der Winter übers Dörfchen, setzte dem alten Wetterhahn ein weisses Käppchen auf und hüllte die Gräber in eine schwere Decke und den Holunderbaum auch.

Nun wars noch viel stiller im Dörfchen. Nur bisweilen tönte der langweilige Takt der Dreschflegel aus den Scheunen oder rumpelte ein Karren über die gefrorne Gasse.

Mariechen freute sich mächtig auf den Frühling, und jedesmal, wenn Tauwetter eintrat, jubelte es: „Oh, nun ist der Winter vorbei!“ Aber es kam immer wieder anderer Schnee, und, je mehr das Kind sich nach dem Frühling sehnte, desto länger wurde der Winter. Ja, er lief sogar bis in die Mitte des April hinaus.

Endlich aber kam doch der Frühling. Der Schnee tropfte vom Kirchendach; an der Mauer guckten die gelben Köpfelein des Huflattig lustig in die Welt, und der Holunder vermochte seine Knospen fast nicht mehr zu halten. Denn sie platzten schon hier und da, und die kleinen Blättlein kamen heraus, immer mehrere und mehrere. Die Sonne kam, es wehten laue Lüfte, und endlich, endlich durfte der Herr Pastor das Reisig von seinem Aprikosenbaum wegnehmen und konnte nun frei den weissen Blütenreichtum bewundern. Blumen blühten aller Enden und auch auf dem Grab des toten Mannes, den sie letzten Herbst gefunden und auf dem Kirchhof neben dem Holunderbaum begraben hatten.

Mariechen hatte noch im Herbst einige Blumenstöcklein auf sein Grab gepflanzt, und nun lief es alle Augenblicke hinaus, um zu sehen, wie sie wachsen. Und sie gediehen gar prächtig. Es hatte eine eigene Liebe zu diesem Grabe bekommen, es wusste selber nicht, warum. Vielleicht, weil in einer Winternacht die Mutter beim Spinnen gesagt hatte, das könne vielleicht der einzige Sohn seiner Mutter sein, und die warte nun alle Tage auf ihn, dass er zurückkomme, und wenn der Wetterhahn knarre, so meine sie, es sei die Haustüre, und springe hinaus mit dem Licht, und dann sei ers doch nicht und komme nie mehr, gar nie mehr.

Diese Geschichte war Mariechen damals gar sehr zu Herzen gegangen, und darum sagte es zur Mutter:

„Weisst du was, wir wollen sein Grab recht schön halten, vielleicht kommt seine Mutter doch einmal hierher, und dann

freut es sie, wenn sie sieht, dass wir ihrem Sohn schöne Blumen gepflanzt haben. Gelt, Mutter?"

Und so war denn das Grab des fremden Mannes bald das schönste im ganzen Kirchhof; es blühten Rosen darauf und Veilchen, und ein dichter Kranz von Immergrün umgab dasselbe. Wilhelm hatte auch mitgeholfen und ein paar zierliche Gartenstecklein mit grossen Knöpfen geschnitzelt und mit roter und grüner Farbe angemalt. Aber der Regen wusch die Farbe bald wieder ab, denn es war nur Wasserfarbe.

So hüteten und pflegten die Kinder das Grab des Fremden, und nicht nur diesen Frühling, auch den folgenden und den dritten und vierten. Das heisst, Wilhelm nicht mehr so eifrig. Der hatte jetzt anderes zu tun und musste Lateinisch lernen, denk einmal, Lateinisch! Ja, und Papa hatte sogar gesagt, später müsse er auch noch Griechisch lernen, das war dann noch gar arg, nu!

Mariechen fing an, sich vor Wilhelm zu fürchten, denn er sprach nun fast immer Lateinisch mit seiner Freundin und tat sehr wichtig und alt. Sie hatten einander aber doch noch gern, und als es endlich dahin kam, dass Wilhelm eines Tages in die alte Pfarrchaise stieg mit dem Papa, um nun nach der Stadt ans Gymnasium zu fahren, da weinte Mariechen unter dem Holunder recht aus Herzensgrund und vergass einen ganzen Tag, sein Vögelein zu füttern.

Mariechen war aber eigentlich kein Mariechen mehr, sondern eine schöne, grosse, starke Marie geworden und nun schon vierzehn Jahre alt. Aber das Plätzchen unter dem Holunderbaum war doch das Lieblingsplätzchen geblieben, und jeden Abend nach der Arbeit nahm Marie den Vogelkäfig und wanderte hinüber zum Grabstein, um zu lesen oder zu stricken.

Dies Sitzen im Freien gefiel wohl dem Mädchen, aber dem Vögelein nicht. Das wurde jedesmal wild und flatterte im Käfig, pickte an den Stangen, stiess sich den Kopf an und wollte um

jeden Preis fort. In der Stube tat es schon gut, ja, es war so zahm geworden, dass es seiner Herrin auf den Kopf und die Schulter flog. Aber draussen, wenn die freien Vögelein piffen im Holunderbaum und durch die Luft jubelten, wohin sie nur wollten, da behagte es dem Gefangenen nicht.

Eines Abends tat es auch gar wild und ungebärdig und stiess sich fast das Köpfchen ein.

„Halt,“ sagte Marie zu ihm, „ich weiss was.“ Trugs hinüber ins Haus und sagte zur Mutter: „Jetzt gib acht, Mutter, ich mache jetzt etwas ganz Lustiges!“

Und Marie nahm ein Blättchen Papier, schrieb darauf: „Zisi, flieg in dStadt und tu mir den Wilhelm grüssen! Adie!“

Dies Papierchen wickelte Marie zusammen, band ein Fädchen darum und hing es dem Vögelein an den Hals und ging dann mit hinaus. Das Vögelein blieb auf Maries Schulter sitzen bis auf den Kirchhof.

„Geh,“ sagte Marie, „du darfst fort!“

„Ziwit!“ machte das Vögelein, flatterte auf den Holunder und schaute verwundert umher. Dann pickte es einige Beeren an und flog auf einmal dem Mädchen wieder auf den Kopf.

„O du Närrchen, willst du denn nicht fort?“

„Ziwit,“ machte das Vögelein wieder und blieb sitzen. Marie ging um den Kirchhof bis dahin, wo man die Turmspitzen der fernen Stadt über dem Tannenwald sieht.

„So,“ sagte sie, „jetzt flieg du dort hinüber zum Wilhelm und sag ihm, er solle recht fleissig sein und mir bald einen Brief schreiben!“

„Ziwit,“ machte das Vögelein wieder, flog auf, beschrieb ein paar Kreise um Marie, flatterte wieder ganz nahe heran und schoss dann mit einemmal hinaus und weiter und weiter durchs Abendrot. In einem Augenblick wars verschwunden. Marie schaute ihm gedankenvoll nach.

„Ob es wohl den Wilhelm findet?“

Folgenden Morgens brachte der Bote einen Brief an Küsters Marie.

Das war ein Schrecken, ein freudiger Schrecken. „Ja, ja, es ist gewiss zu ihm geflogen, es hat ihn gefunden!“ So jubelte das Mädchen.

Der Brief aber war richtig von Wilhelm, und wir dürfen ihn auch lesen.

„Liebe Marie!

Ich bin nun schon dreiviertel Jahr hier in der Stadt auf dem Gymnasium und habe sehr viel zu tun. Ich bin nicht mehr so rot und fett wie bei uns daheim. Das kommt vom vielen Schaffen. Ich habe aber auch freie Zeit zum Spaziergehen, und da hab' ich schon oft gedacht, wenn nur 's Mariechen auch da wär! Denn da hats Sachen zu sehen, so viele und so schöne, dass du es gar nicht glaubst. Mir kommt jetzt unser Dörflein langweilig vor. Ich bin auch einmal im Theater gewesen...“

„Mutter, was ist Theater?“

„Weiss nicht,“ sagt die Mutter.

...im Theater gewesen, und da hat man die Räuber von Friedrich Schiller gegeben. Ich bin ganz wütig geworden davon, und als ich heimkam, hat mich der Professor, bei dem ich wohne, ausgelacht.“

„Ausgelacht hat er ihn, Mutter.“

„Warum?“

„Steht nicht da. Weiter!... „ausgelacht.“ — Du, Mutter, sieh her, der Wilhelm schreibt ganz anders als früher. — Also ...ausgelacht. Ich bin auch schon dreimal auf der Eisenbahn gefahren; dann hab' ich schöne Spaziergänge gemacht, und in der Bildergalerie bin ich auch schon oft gewesen.“

„s scheint, er hat doch noch freie Zeit, der Wilhelm,“ sagt die Mutter.

„Scheint mir auch,“ sagt die Tochter. „Ist aber recht, sonst würd' er ja krank. Will aber doch sehen, ob nichts vom Vögeli drin steht?“... „oft gewesen. Ich muss jetzt auch Griechisch lernen und später noch Hebräisch, denk einmal, Mariechen! Es ist aber nicht wie bei euch daheim, dass nur ein Schulmeister ist für alles. Nein, da haben wir jede Stunde einen anderen Lehrer. Die einen sind gut, die andern sind böse. Ich bin auch schon einmal gestraft worden. Es hat mich ein Kamerad „Bauernbub“ geheissen, und da hab' ich ihn unter die Bank geschmissen.“

„Hörst du, Mutter, unter die Bank geschmissen!“ jubelt Marie.

„Was macht der Zwetschgenbaum und der Holunderbaum und dein Vögeli?“

„Ja — jetzt ists doch nicht zu ihm gekommen, Mutter!“

„Sei doch nicht so närrisch, Kind, wie wird denn das Tierchen den Wilhelm haben finden können. Lies weiter!“

„Liebes Mariechen, ich wollte dir gern noch mehr schreiben, aber ich habe auf morgen noch drei Seiten lateinische unregelmässige Zeitwörter auswendigzulernen. Das ist so langweilig.“

„Das glaub' ich gerne,“ sagte Marie und las weiter: „Darum lebe wohl und grüsse mir alle vielmal von deinem dich liebenden Freund  
Wilhelm.“

Nachschrift: Im Herbst komm' ich in die Ferien, da wollen wir wieder Zwetschgen schütteln.“

Das war der Brief von Wilhelm.

Marie war sehr vergnügt und sehr traurig in einem Atemzuge. Vergnügt war sie, weil Wilhelm ihrer noch gedachte, und traurig, weil sie nicht auch in die Stadt konnte. Sie setzte sich hin und schrieb noch denselben Abend folgendermassen:

„Lieber Wilhelm!

Deinen Brief habe ich erhalten und er hat mir viel Freude gemacht. Es ist recht von dir, dass du mich nicht vergessen hast

in deiner grossen Stadt. Ach, ich möchte auch einmal die Stadt sehen und den Räuber Friedrich Schiller. Hör, vielleicht hat er den fremden Mann umgebracht. Ist er jetzt im Gefängnis? Es wäre recht. Wir sind gesund, aber unsere Kuh hat die Klauen-seuche gehabt, sie ist aber wieder auf der Besserung. Das Kätterli ist letzten Mai gestorben, und die Peterlies ist auch stark krank. Die alte Sephi hat ihr Kräuter gekocht. Es hilft aber nichts. Der Zwetschgenbaum ist dick voll Zwetschgen, komm nur im Herbst! Hast du mein Vögeli nicht gesehen, ich hab' es fortfliegen lassen. Ich hab' ihm gesagt, es solle dich grüssen. Hat es das nicht ausgerichtet? Der Kaminfeger Martin hat ein Bein gebrochen, und der Steffenrudi ist nach Amerika. Der Schulmeister Abraham hat gesagt, wir wollen nun die Geographie von Australien lernen. Ich weiss noch nicht, wo das ist. Weissst es du? Ich habe das Grab des fremden Mannes immer noch in Ordnung. Gestern morgen ist eine schöne Lilie aufgegangen. Aber du musst im Herbst kommen. Ich weiss nichts mehr. Lebe nun wohl, es grüsst dich vielmals deine Freundin

Maria.

Ich habe noch vergessen, wir haben jetzt eine Katze, sie ist schwarz und gelb, und sie hat mich gestern gekratzt.

Es ist ganz recht, dass du den Buben unter die Bank geschmissen, der dir gesagt hat, du seiest ein Bauernbub.“

So lautete Maries Brief. Er ward sorgfältig zusammengelegt und mit einem halben Frankenstück versiegelt. Aber nun die Adresse? Jaso, die Adresse. Ja, wo wohnt denn der Wilhelm? Ha, in der Stadt.

„Ja, die Stadt ist gross,“ sagte die Mutter, „da kennen nicht alle Leute einander wie in unserm Dörflein. Geh, frag den Herrn Pfarrer!“

Marie lief mit dem Brief hinüber. Papa sagte, er wolle ihn in den seinigen schliessen, und so war die Sache abgemacht.

Es war ein Jahr vergangen.

Wilhelm sass beim offenen Fenster an seinem Tisch, hatte den Kopf in die Hand gestützt und seufzte. Warum seufzte er? Wilhelm seufzte darum, weil er heimdachte an sein liebes Dörflein, so frei gelegen zwischen Korn und Wald, und weil er hier in der Stadt nichts sah als Häuser und Dächer. Und dann seufzte er auch noch über einen schweren Satz in seinem griechischen Buche, den er mit aller Mühe nicht übersetzen konnte.

„Ach was, meinetwegen!“ rief er endlich, nahm Friedrich Schillers „Räuber“ unter den Papieren der Schublade hervor und legte sich breit und behaglich zum Lesen zurecht. Draussen donnerten die Wagen über die Strassen, und in dem Gerassel hörte Wilhelm nicht, dass vor seiner Tür Stimmen laut wurden und bald darauf zwei Personen eingetreten waren, von denen die eine die Hand auf des Lesenden Schulter legte. Erschrocken fuhr er auf und schaute um sich. Es war sein Vater und der Professor, bei dem Wilhelm wohnte. Papa Pfarrherr hatte grosse Freude, seinen Sohn wiederzusehen, und war sehr gesprächig. Der Professor entfernte sich bald wieder, und das ist nicht schade, denn er war ein langweiliger Mann.

„So, so,“ sagte Papa, „also recht fleissig sind wir, ja, ja, das ist brav.“

„Wie gehts daheim?“ fragte Wilhelm.

„Ja, da hats allerlei gegeben. Weissst du schon, dass unser Küster gestorben ist?“

„Maries Vater?“ rief Wilhelm erschrocken.

„Ja, es hat ihn ein böses Pferd auf die Brust geschlagen, daran ist er gestorben.“

„Das ist ja schrecklich... und jetzt?“

„Jetzt wird der Nusser Martin Küster werden. Maries Mutter ist auch recht krank.“

Wilhelm sann traurig dem Erzählten nach. Auf einmal rief er:  
„Ja richtig, Papa, der Petersepp ist gefangen worden und hat im Verhör gestanden, er habe auch einmal einen umgebracht.“

„Doch nicht etwa den bei uns?“

„Das weiss ich nicht.“

„Und was macht denn die Marie?“

„Ja, das gute Kind hat halt eben schwere Zeit... Aber was liesest du denn da?“

Wilhelm ward rot und sagte: „Ach, 's ist nur ein Buch.“

Papa sah nicht weiter nach und hiess seinen Sohn mitgehen, sie wollten einige Besuche machen. Es war kein Mensch froher als Wilhelm, dass ihn Papa von dem griechischen Satz wegholte, und er hatte nun auch eine Entschuldigung, diesen griechischen, ganz entsetzlichen Satz nicht lernen zu müssen. Obschon der Knabe sehr oft mit grosser Sehnsucht nach seinem lieben Dörfchen und dem lustigen, freien Leben sich sehnte, so geschah das doch immer seltener und nur, wenn er schwierige Sachen zu lernen hatte oder gestraft worden war oder mit seinen Freunden an den Sonntagen vors Tor ging. Sonst gefiel ihm das lustige, laute, bunte Stadtleben gar sehr, und er fand da denn doch mehr zu sehen und zu hören als daheim unter dem Holunderbaum bei Küsters Marie. Darum horchte er auch nur mit halbem Ohr auf Papas Erzählungen von all den Dorfneuigkeiten, und sie kamen ihm höchst unbedeutend vor. Was kümmerte ihn denn, dass der Bauer Jonas den Waldacker verkauft, und dass dort ein Schützenhaus gebaut werden sollte, und was fand er denn Wichtiges daran, dass am alten Kirchlein endlich etwas geplätzt und gebessert wurde und so weiter? Oh, er hatte ganz andere Sachen im Kopf jetzt! Er wusste von der Bildergalerie zu erzählen, vom Theater, von der grossmächtigen Stadtbibliothek mit ihren vielen tausend Büchern, er berichtete seinem Vater von den grossen Militärübungen, von Gesellschaften und Konzerten; er lernte nun auch tanzen, und was liess sich von den Bällen da alles be-

richten! Marie wäre ganz traurig geworden dabei, nicht weil sie das alles vielleicht auch gewünscht hätte und dem Wilhelm nicht würde gegönnt haben — aber weil nun alles so ganz anders geworden sei und der Wilhelm soviel gescheiter als sie und ein Stadtherr geworden. Das war freilich der Zwetschgenbaumwihelm nicht mehr und nicht mehr der Steindlerjäger. Wilhelm war gross und stark geworden, trug städtische Kleider nach der Mode, liess das Haar wachsen und trug einen möglichst kurzen Rock und eine möglichst kleine Mütze, hatte den Bürgermeistersohn und den Professorssohn, ja sogar einen jungen polnischen Grafen zum Freund... ja eben, das war nun doch ein ganz ander Leben, wie passte das alles ins Dorf? Und die nächsten Ferien dürfe er auf dem fernen Landgut des polnischen Grafen verleben, und die andernächsten sei er zu einer reichen Kaufmannsfamilie in eine andere Stadt eingeladen worden. — Ja, siehst du, Papa Pfarrherr!

„Das ist alles recht und gut,“ bemerkte der Vater, „wenn du nur das Lernen dabei nicht vergisst!“

„O bewahre!“ rief der Sohn, „kannst den Professor fragen, wie ich fleissig bin.“

Der Professor aber hatte dem Pastor schon vorher erzählt, es sei so so mit dem Lernen. Wilhelm kam in Eifer und rief: „Ach, der bekommt aber auch nie genug, Papa! Er meint, wir dürfen auch gar keine andere Freude haben als unregelmässige Zeitwörter aus dem Buttman auswendiglernen, ja!“

„Pah,“ meinte der Vater, „so streng wirds wohl doch nicht sein nach allem, was du sonst noch erzählst!“

„Doch, Papa, gewiss, es ist sehr streng. Schau nur, wie ich mager geworden bin!“

Wilhelms Backen glichen aber zwei Pfundäpfeln.

„Und was soll ich der Marie von dir erzählen?“ fragte Papa.

„Der Marie? Nun, was du willst, Papa. Es solle dem Vogel Sorge tragen.“

„Den hat sie ja fortfliegen lassen.“

„Jaso, richtig,“ sagte Wilhelm, „ich glaube, sie hat mir geschrieben. Sie schreibt aber kurios, Papa. — Siehst du, da kommt der junge Graf! — Guten Abend, Demetrius!“

Demetrius nahm Wilhelm beiseite und flüsterte ihm zu: „Ist das dein Alter? — So? — Hör, komm diesen Abend um sechs Uhr zu mir, ich habe ein Fässchen Münchnerbier bekommen. Es sind unser vierzehn.“

„Ja, ich kann nicht, mein Vater bleibt bis morgen da, und heut abend muss ich mit ihm bei meinem Professor Tee trinken!“

Demetrius lachte und rief: „Gratuliere! Adieu!“

„Was hat der Junge?“ fragte Papa Pfarrer.

„Ach nichts, es ist nur wegen einem Freund...“

„Wilhelm, Wilhelm! Du bist in dem Zeitpunkt deines Lebens angelangt, den man Flegeljahre nennt!“

## 5.

Wieder verging viele Zeit. Das goldene Überrestchen am Wetterhahn war nun ganz ausgelöscht, die Wurmlöcher in den Kirchstühlen mehrten sich fleissig, und die Gräberreihen auf dem Kirchhof hatten jemanden aufgenommen, der auch uns bekannt ist: Marias Mutter. So stand nun das Mädchen allein auf der Welt.

Es waren arme Leute gewesen die Küstersleute und hatten ihrem Kinde nichts hinterlassen, nichts als das alte, baufällige Haus. Nach langem Hin- und Herdenken, was nun zu tun sei, entschloss sich Marie endlich, in die Stadt zu gehen und einen Platz zu suchen. Die Besorgung des Hauses übergab sie einem alten Vetter und zog nun an einem kühlen Herbsttage von ihrer Heimat, dem Kirchhof mit den lieben Gräbern und dem Holunderbaum weg mit einem kleinen Bündlein in die Welt hinaus und ins Ungewisse hinein. Vorher aber hatte sie die Gräber ihrer Eltern und des fremden Mannes noch mit schönen Herbstblumen verziert und in beste Ordnung gebracht, die beiden ersteren aus

kindlicher Liebe, das andere mehr aus alter Gewohnheit und Mitleiden. Der Abschied war schmerzlich gewesen, und Marie weinte noch lange still vor sich hin, als sie schon weit über die Felder weg in den Wald hinein und gegen die Ebene hinabging einer dunklen, ungewissen Zukunft entgegen. Es war ein rechter Heimwehtag, dieser Herbsttag mit seiner frösteligen Nebelluft; Gras und Stauden waren nass, die Bäume schon fast ganz kahl und alles still und öde.

Am Eingang des Waldes stand das Mädchen stille und schaute noch zum letztenmal zurück. Dorf und Kirche waren hinter den Feldhügeln versunken, und nur der alte Wetterhahn tauchte noch empor über die rauhen Schollen eines früh gepflügten Ackers. Marie fing aufs neue an zu weinen, denn einen einzigen Schritt, und alles war hinter ihr versunken, alles, was ihr lieb und teuer war, alles, was sie kannte. So stand sie lange Zeit, bis im Hohlweg Stimmen und Schritte laut wurden, dann ging sie weiter.

Den Hohlweg herauf kamen zwei junge Leute, städtisch gekleidet, mit Tornistern auf dem Rücken, schweren eichenen Stöcken, bunten Mützen, fröhlichen Gesichtern und Pfeifen mit bunten Quasten.

„Gib acht!“ sprach der grössere, „wir wollen einen Spass machen.“

Als das Mädchen an ihnen vorüberkam mit gebeugtem Gesichte und das Tuch vor dem Munde, stand jener still und fragte französisch, ob dies der Weg sei ins Dorf hinauf? Marie hatte wohl gehört, dass die beiden vorher Deutsch gesprochen, und wollte ohne Antwort und ohne aufzusehen vorüber.

„Was,“ rief der Frager plötzlich, „das ist ja die Marie!“

Jetzt sah das Mädchen auf und erkannte nun auch den Wilhelm.

„Wo willst du denn hin?“ fragte er.

Marie antwortete nicht und fing von neuem an zu weinen. Wilhelms Spasslust verging plötzlich, denn er sah nun, dass seine

Jugendgespielin zum Teil schwarz gekleidet war. Wilhelm hatte die Marie unterdessen freilich ganz vergessen gehabt, aber bei seinen vielen jugendlichen Streichen doch ein gutmütiges Herz behalten und hörte nun endlich, dass das Mädchen allein stehe auf der Welt und in die Stadt wolle. Er sah seinen Freund an und wusste nicht, was er tun sollte. Gerne hätte er der Marie all sein Geld gegeben, aber er scheute sich; denn Marie war kein Kind mehr, sondern gross und schön geworden und sah gar nicht aus wie ein Bauernmädchen. Während Wilhelm sich besann, ging aber Marie mit einem leisen „Bhüetigott!“ von ihnen weg; denn was hätte sie länger stehen bleiben sollen? Ja vielleicht, wenn Wilhelm allein gewesen wäre, oder auch dann nicht. Denn er war ja auch ein gar zu anderer Wilhelm geworden.

„Du, das ist dumm,“ sprach er zu seinem Kameraden, „das ist nichts, das ist gar nichts, man muss doch dem Kind helfen!“

Der andere lachte und schlug mit dem Stock aufs Bord. „Na, wie denn?“

„Das weiss ich nicht,“ sprach Wilhelm.

„Na, komm du jetzt nur, sie wird sich wohl zu helfen wissen, ist ja gross genug.“

Wilhelm folgte zögernd, blieb oft stehen und schaute zurück. Marie aber war verschwunden und wanderte in Gedanken ihres Weges fort. Die Begegnung mit Wilhelm rührte einen neuen Schmerz in ihr auf, denn nun kamen die alten fröhlichen, sorglosen Jugendzeiten mit ihren schönen Bildern und betrübten das junge Mädchenherz. Und dann aber dachte sie wieder, es sei doch gut, dass sie nicht mehr im Dorf sei, wenn nun der Wilhelm komme, sie hätte sich ja doch nicht mehr recht getraut, mit ihm zu reden, und es wäre ja doch alles anders gewesen wie in der alten Zeit. Sie hatte ihn nur flüchtig angeschaut, aber schnell gesehen, dass das nicht mehr der alte Wilhelm sei, und vor dem anderen war sie erschrocken, der sah so fein und vornehm aus. . . .

Marie fing an, schneller zu gehen und endlich zu laufen, um die trüben Gedanken zu verscheuchen. So kam sie bald aus dem Wald und ins Tal hinab und wollte eilig weitergehen auf dem schmalen Landsträsschen durch die einsamen Torffelder. Da hörte sie nicht weit neben sich im Wald ein Klingeln und einige Stimmen und sah durch die kahlen Büsche Pferde und eine Kutsche.

„Das sind Fremde, die haben sich verirrt, wie kommen denn die hieher, und wohin wollen sie denn?“

Marie ging hin und sah, wie die Kutsche in dem nassen Lehm Boden stecken geblieben war und nicht mehr weiter konnte. In der Kutsche sass eine alte Dame.

„Nu gottlob, dass doch etwas Menschliches umweg ist!“ rief der Kutscher, „was habt Ihr denn für Landstrassen in Euerem Land?“

„Die Landstrasse ist nicht da, die ist dort drüben,“ sagte Marie. „Aber wohin wollt Ihr denn?“

„Nu, da in ein Dorf hinauf, wo der Pfarrer Stein wohnt.“

„Ja, das ist nicht weit weg, zwanzig Minuten, aber Ihr müsst zurückfahren. Ich will Euch helfen.“

„Du?“

Und da zeigte sich denn zu des Kutschers und der Dame höchster Verwunderung, dass dieses Mädchen eine Körperkraft besass, wie sie selten zu finden ist in Städten, aber auf dem Land eben nicht gar selten. Marie schob an dem Rad, der Kutscher am anderen, und die Kutsche kam glücklich aus den tiefen Gleisen.

„Du bist ja ein wahrhaftiges Riesenkind, du,“ sprach die Dame. Marie hatte für einen Augenblick sich selber vergessen und stand frisch und glühend und hochatmend vor der Dame.

„Kennst du das Dorf?“ fragte diese.

„Ja, ich bin von dorthier.“

Nun sah die fremde Frau, dass Marie ein Bündel bei sich hatte.

„Wo willst du hin?“ fragte sie.

Da trübte sich des Mädchens Gesicht wieder, und es sprach leise: „In die Stadt, einen Platz suchen.“

„Willst du uns den Weg zuerst noch zeigen?“

„Ja natürlich,“ sprach Marie. „Kommt nur!“

Die Kutsche fuhr in das andere Strässchen und von da auf die grosse Strasse, die weit bergauf ging. Marie schritt neben der Kutsche her, und die Dame fragte allerlei, nach der Gegend, nach den Leuten, nach dem Pfarrer und nach den Eltern des Mädchens. Wie sie erfuhr, dass diese gestorben seien, lehnte sie sich in die Kutsche zurück und sprach kein Wort mehr lange Zeit, bis Marie oben am Berg dem Kutscher das Dorf zeigte und nun umkehren wollte, da er nicht mehr irren könne.

„Willst du nicht mit uns bis ins Dorf kommen?“ fragte da die Dame.

Marie hätte sehr gern nein gesagt, denn was war im Dorf für sie noch zu tun? Die fremde Frau fragte aber so eigentümlich, halb befehlend und halb bittend, dass Marie mit zurückging, sie wusste selber nicht, wie und warum. Wie sie beim Pfarrhause anlangte, sprach Marie:

„Hier ist das Pfarrhaus, jetzt lebt wohl!“

„Willst du nicht hinaufgehen und den Herrn Pastor bitten, einen Augenblick herabzukommen?“ fragte die Dame in demselben Tone. Marie musste wohl oder übel hinaufgehen, und Wilhelm, der eben aus seinem Zimmer trat, war höchlich überrascht, seine Jugendgespielin wiederzusehen.

„Bleibst du wieder da?“ fragte er.

„Nein,“ sagte sie und berichtete, was sie zu sagen hatte.

Am Abend dieses Tages sprach man im Dörflein von nichts anderem als von der grossen Neuigkeit, so sich heute zugetragen. Dass es sich nämlich erwies, die alte fremde Frau sei die Mutter jenes toten Mannes gewesen und habe jahrelang auf ihn gewartet, und er sei jenesmal auf einer Fussreise durch dieses Land ge-

wesen, wie ihn der Petersepp erschlagen, und er habe heimreisen wollen, in ein anderes Land zu seiner Mutter. Jetzt habe die Frau von einem Freund in der Stadt, dem sie geschrieben, ob er nichts von ihrem Sohn wisse, nach langer Zeit einen Brief erhalten, worin gestanden, dass damals und damals ein toter Mann in diesem Dörflein sei gefunden worden, gänzlich beraubt, also dass man nicht gewusst, woher er sei, und wem er gehöre. Sie möge, wenn sie es für gut finde, in diese Stadt herreisen, denn es sei durch einen schlechten Kerl im Verhör gestanden worden, er habe nicht nur jenen Mann totgeschlagen, sondern auch dessen Hab und Gut an einem bezeichneten Ort vergraben. Was man denn richtig auch gefunden. Jetzt, wie die Frau aus dem fernen Land endlich hergekommen, habe sie selbige gefundenen Sachen als das Eigentum ihres Sohnes erkannt und gehört, dass er hier begraben liege. Ja, und der Kutscher habe gesagt, es sei eine abscheulich reiche Frau.

Am späteren Abend, wie die Frau schon wieder fortgefahren, kam wieder eine Neuigkeit. Marie war nämlich am Morgen, als sie dem Pfarrer ihren Auftrag ausgerichtet und dieser dann mit der Frau auf den Kirchhof gegangen, auf einem Feldweglein wieder gegen die Stadt zugegangen, denn sie hatte ja nichts mehr zu tun gehabt. Jetzt aber kam ein Bauer heim, und der behauptete steif und fest, vor der Stadt die Küstersmarie in einer schönen Kutsche bei einer alten Frau sitzen gesehen zu haben. Weiteres aber wusste er nicht, und weiter erfuhr man auch nichts mehr von dem Mädchen, auch in der Stadt nicht. Es schien, als sei des Küsters Marie spurlos verschwunden.

## 6.

An einem dunkeln Winterabend sassen drei Leute beisammen in einer schön warmen Stube und plauderten zwischen „Feuer und Licht“, wie man bei uns die Zeit nennt, ehe das Licht gebracht wird. Es war ein Vater, eine Mutter und ein Knabe.

„Hör, du bist ein Plagegeist, Kleiner,“ sprach die Mutter, „wie oft hab' ich dir denn diese Geschichte schon erzählt! Ich will dir lieber eine andere erzählen.“

„Nein, nein, diesel!“ bat der Knabe und umklammerte die Mutter. „Aber du musst von vorn anfangen, vom Meer.“

„Das ist weit,“ sprach die Mutter.

„Nun, wie ists denn gewesen?“

„Ja siehst du, du weisst es ja schon. Als ich aus dem grossen Hause fortging in England, da weinte ich, denn die Lady Merton war ja meine Mutter gewesen und...“

„Aber kein so liebes, liebes Mütterli wie du!“ unterbrach der Knabe.

„Meinst du? Doch, doch! Siehst du, und da war sie ja auch gestorben, und ich war wieder allein auf der Welt, und ich hätte viel lieber gehabt, wenn sie noch gelebt hätte, statt dass ich nun ihr Geld geerbt hatte. Jetzt denk' ich: „Was tust du, wenn du heimkommst?“ Wie ich im Dampfschiff sitze nach Calais hinüber, da fällt's mir ein, und ich sag' zu dem alten Herrn, der mich begleitete, und der der beste Freund der Lady gewesen war, ich sag' zu ihm...“

„Jetzt kommst!“ jubelte der Knabe. „Was sagtest du?“

„Ich sagte: „Jetzt weiss ich, was ich tue mit einem Teil des Geldes!“ Und sags ihm. Und er sagt, es sei ganz recht und schön, und lobt mich. Kommen wir nach Paris, nach Basel und zuletzt auch hierher. Und da schick' ich zum Herrn Pfarrer hinüber und lass' ihm sagen, er möge so gut sein und mich besuchen, ich habe ihm etwas zu sagen. Gut, der Herr Pfarrer kommt, und ich frag' ihn: „Kennen Sie mich noch?“ „Nein,“ sagt er und sieht mich an, „ich habe nicht das Vergnügen.“ Da sag' ich ihm, wer ich sei, und da hat er sich halt mächtig verwundert. Jetzt sag' ich zu ihm, ich hätte da ein Sümmchen überflüssiges Geld, und ich möchte hier etwas damit machen. Und zeig' ihm das Geld, und schlägt er die Hände über dem Kopf zusammen.

Und wie ich ihm aber sage, was, und er möge so gut sein und auf morgen die Gemeinde in die Kirche berufen und es ihr mitteilen, ob es ihr recht sei, da ist er davongelaufen, wie wenns gebrannt hätte. Und am Morgen darauf bringt er die Sache vor, und ist die Gemeinde zufrieden gewesen.“

„Ja, was habt ihr denn gesagt?“ fragte der Knabe in hoher Aufregung.

„Was wir gesagt haben?“ sprach der Vater. „Erstaunt sind wir gewesen alle miteinander, wie denn das nur menschenmöglich sei, und wies denn zu- und hergehen könne in der Welt, und, ja freilich, es sei uns ganz recht, was deine Mutter tun wolle.“

Und da ist man bald ans Werk gegangen, und das alte Kirchlein ist verschwunden mit dem Wetterhahn und den alten Mauern und Stühlen und Bänken, und ist das neue hingestellt worden. Aber um den Holunderbaum hat man einen Bretterverschlag machen müssen, das hat deine Mutter ausdrücklich befohlen, der müsse geschont werden und der Kirchhof auch so gut wie möglich, und so ists geschehen und geworden, wie wirs nun sehen und deiner Mutter zu verdanken haben. Und deine Mutter hat im alten Küsterhaus gewohnt lange Zeit, bis wir einmal an einem Montagmorgen miteinander in die Kirche gegangen sind und alle Glocken prächtig geläutet haben und wir dann von der Kirche ins Pfarrhaus gegangen sind und deine liebe Mutter eine Frau Pfarrerin gewesen ist von Stund an. Weisst du jetzt?“